

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 30

Artikel: Der Ausflug [Schluss]
Autor: Balmer, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unser selbstloses Arbeiten für Kunst und Harmonie verschönern. Nein, her mit dem Anteil an den Lebensgütern, der mir gehört, sogut wie dem selbstischen Genüßling, dem Broß und dem Schlemmer!

Wir sind so fast ohne Ausnahme Materialisten geworden, die nach dem „Mehr“ die Hände ausstrecken. Dieses „Mehr“ schwimmt im Strome des Alltags an uns vorüber. Silbern und golden glänzen seine Schuppen zu uns herauf. Tausende — Millionen — das ganze Volk steht am Ufer und angelt — und wir sollten fern bleiben? Erst sehen wir dem Treiben kopfschüttelnd zu. Der da, der angelt wirklich geschickt! Schon einen ganzen Haufen der goldenen Fische hat er neben sich gehäuft. — Jener staunt in die Luft. Sucht er nach der Verbe im Blau, die ihre Triller über die schöne Sommerwelt ergießt? Sieh, der schlaue Nachbar löst ihm den Fisch von der Angel; der Träumer merkt nichts. Nun hat der Geschickte genug gefangen; nun eilt er hin auf den Markt. Er ist der erste, er macht das Geschäft. Der Mann wird zu seinem „Mehr“ kommen: heute das Roß, morgen das Haus, übermorgen die Villa und das Automobil. — Ein schneidiger Typ! Dem mache ich's nach! Die Angelrute und den Maß habe ich glücklich von ihm erstanden. Nun heran die Lodspeise! Den lebendigen Wurm an die Angel speißen? Wie araufam! Nein, das bringe ich nicht zustande! Ein Stück Fleisch tut's auch. Das Auge unverwandt auf den Schwimmer, daß der richtige Augenblick nicht verpaßt wird! Der Träumer nebenan hat einen guten Zug getan; er jubelt laut und zeigt mir den Fang. Ich kann nicht umhin, ihm freundlich Antwort zu geben. O weh, der erste Anbeißer ist mir entwischt! — Ein Unfall! Einer ist ins Wasser gefallen. Was? die lassen den Armen ertrinken und fischen ruhig weiter? die Schändlichen! Wer hilft retten! Eilt, helft! Während ich retten helfe, stiehlt mir einer die Rute. Schelm! Räuber! Schandbube! Gib sie zurück! Nachbarn, heft mir zu meinem Recht! — Ei, hättest für dich geschaut!

Es ist so: wer heute den Gelderwerb übt nach allen Regeln der Kunst: keine Gelegenheit verpaßt, keinen Skrupeln Gehör schenkt, die ganze Aufmerksamkeit dem Geschäft widmet und sich ja nicht von der Sache ablenken läßt — der kommt zu seiner Sache ganz unfehlbar. Doch eines schickt sich nicht für alle. Ein Teil der Menschen kommt nicht zu Geld und kommt nicht zur Sache. Wir kennen diese Unglücklichen: es sind die mit Künstlerloden und nach innen gerichteten Blicken, die Grübler und Erfinder, die Väter und Mütter aus dem untern Volke, die ein schweres Familienkreuz tragen. Und — leider — der Trost: Sie säen nicht und ernten nicht und der Vater nährt sie doch — gilt nicht für sie, kann nicht gelten; denn der Mensch, der unter Menschen lebt, hat ein Maß von Lebensgütern zu seinem Glücke nötig, und das schafft ihm nur das Geld, zu dessen Erwerb er nicht die Zeit und das Talent hat.

Es gibt noch ein höheres Ziel im Gelderwerb als der Sachbesitz. Geld verschafft nicht nur das „Mehr“, sondern auch das „Genug“. Wenn ich so viel Geld erworben habe, daß ich aus den Zinsen auskömmlich leben kann, ja, sollte das mir nicht am Ende eines arbeitsreichen Lebens genug sein? Genießen doch nach meinem Tode noch die Kinder von meiner Arbeit, ja, wenn sie es klug anstellen, so werden auch sie zu diesem „Genug“ gelangen. Eine herrliche Einrichtung, dieses zinstragende Geld! Nein, wer das Geld verachtet, ist ein Narr!

Ich will meinen Gedankengang hier abbrechen. Denn was nun käme, ist Reherei, riecht nach Revolution.

Nur dies: Von 10 Erwachsenen kann nur einer auskömmlich aus den Zinsen, also arbeitslos leben. Die 9 andern müssen zuschauen. Schlimmer: müssen einen Teil ihres Arbeitslohnes hergeben, um die Zinsen des Einen zu decken. Müssen? Ja, denn der Eine besitzt das Geld, das sie zum Arbeiten und Existieren nötig haben. Und da der Staat seinen Besitz schützt, kann er den Zins er-

zwingen: willst du nicht, so bekommst du mein Geld nicht. Erzwingen kann er den Zins, weil das Geld, das heutige Geld, wertbeständig ist (wir meinen nicht die Mark und die Krone, sondern das normale Geld, unser Geld z. B., das infolge des Preisabbaues sogar über-wertbeständig ist). Dieses Geld behält, ja vermehrt seinen Wert, während alle andern Sachgüter das nicht tun werden und mit der Zeit an Wert verlieren. Darum geht das Geld allen Gütern voran; man kann es ohne Risiko anhäufen, dem Verleher entziehen; das tut man klugerweise nicht; aber man könnte es ohne Schaden tun, und das genügt, um dem Geld die zinsersingende Macht zu sichern.

Man ist heute dem Problem auf den Fersen, wie man dem Gelde den Giftzahn (Zins) ausziehen könnte. Zinsloses Geld: ein ideales Tauschmittel, das den ganzen Arbeitslohn garantiert. Wer vorher für den Zinsheer gespart hat, spart nun für sich. Für die Alten und Kranken und Kinder sorgt wie heute, nur in besserem Ausmaße, die Allgemeinheit. Die gleiche Plattform für alle ist da; der Tüchtige hat freie Bahn. Die Klassen verschwinden, weil sie keine Familien- und Standesgüter ansammeln können, die Zinse erzwingen; denn auch die Grundrente gehört der Allgemeinheit. Auch der Klassenkampf verschwindet. Die Agitatoren und Berufspolitiker und Volksvergifter sterben aus. Streike sind nicht mehr nötig; denn der Arbeiter hat, was ihm zukommen soll. Ob Kriege möglich sein werden unter Völkern, die im sozialen Frieden leben? Nicht gut denkbar!

Eine Utopie!? Sie wächst im Volke. Wir haben allen Grund, die Entwicklung dieser Idee, gestern noch von einigen Männern, heute schon von Tausenden getragen, zu verfolgen. Wir klagen immer über den Materialismus der Zeit. Das sprechendste Symbol dieses Materialismus ist das Geld, präziser: das Gold mit seiner Fetisch-Kraft, die im Goldwährungswahn ihre fatalste Auswirkung findet. „Nach Gelde drängt, am Golde hängt doch alles. Ach wir Armen!“ Man weiß warum. Nun denn! Ueber den Materialismus der Zeit schimpfen, gilt nicht mehr. — — — — —

Eine große Lastenabshüttelung bereitet sich vor. Die Reparationen werden fallen, müssen fallen. Die Völker werden sich — aus Selbsterhaltung — die Schulden schenken müssen. So wird der Völkerfriede kommen!

Eine noch größere Seilschaftthea gilt es vorzubereiten, um den sozialen Frieden in die Völker, auch im Schweizer-volke, auferstehen zu lassen. Gewiß noch lange, bange Jahre werden vorbeistreichen, ehe wir durch das Rosentor dieser schönen Zukunft einziehen werden.

H. B.

Der Ausflug.

Vom Emil Balmer.

(Schluß.)

„Wosch afe öppis?“, seit Kobi underwägs zue re; si het ne gwüß a fange duuret. — Aber si het nid möge luege u nid möge rede u überhaupt nid möge sn, verschwyge de möge ässe oder trinke. — Der Kobi het schwär treit a snm große Blaid u Marteli het o gnue gha zferge a snr Botanikerbüche, aber di schwerli Lascht het doch d'Frau Ramsener ds Guggisbärg uf gschleift, ja ganz sicher. Es het ere si uf ds Gmlet gschlage u d'Bei sn re worde wi Blei eso schwär u je größer u balliger di wñke Wulle hinter der Egg sn ufstooske, deß eländer u schwärer ißs der arme Frau worde um ds Härz. — Aber wil ja amene Mensch nie meh uf glade wird im Labe, als daß er ma trage, het o d'Frau Ramsener ihre Chummer u ibri Burdi mit Heldemuet uf sedh ano. Si het für sich sälber afa rächnu, wi viel äch öppe dā Wasserichade würd hoschte u göß si's äch chönn erschwinge u vilich, vilich — ißs de wieder es Tröschтели derhär cho, — vilich ha ne ja gar nid offe glah! — So ißs es di ganzi Znt ging uf u nider mit der Hoffniq u der Angst u dermit ißs si den andere ging nache — mi cha wohl säge, nacheglammeret, un uf ds Mal sn si am

Guggershörnli anne gsi. Da di lāngi Stāgen uf chōmm si de richtig nid, het si grad erklārt, wo si zum Fesse ufe in cho, „i bi sowieso Sturm hüt u wott de nid no ab dām lūtele Wāse abegheie.“

Aber Robi u Marteli in ufe u hei gar grūehmt, wi das e prāchtigi Ussicht in vo dām Chānzeli us.

„Mueter, chumm doch o ufe cho luege,“ het Robi abegrüest, „lue, mit dām Fāldstācher, wo mer Brūgger Aernschtu het mitgāh, isch es gar tonnerli es schōns Luege; mi gleht mīsech es jedes Hüttli am Tura āne u ds Fribergmūnschter cha me grad grūse, so noch schynt es.“

„Abā, i ma nid, lue du mira für mi o, i ha glūch e fe Freud meh....“

We me e Stei im Mage het, ischs eim nid um ds Aesse, ma me no so nūchter in u ma d'Sach no so appetitlig usgleh. — Zerichte Māl i ihrem Lābe, oder ömel in si ghürate isch gsi, hätti jek d'Frau Ramsener ghodet zum Tisch chōnne, aber si het nüt abebracht, höchstes es Tröpfeli Caffee. U Robi fālber het o stuf mūche worgle a inr Wurscht un am Brot, wen er's scho ging mit Dünem bschüttet het. Bim Marteli hingāge isch di Schattewulche wāgem Wasserhahne zerch verflogē gsi. Nes het in Milch schōn ordeli inegjūrgelet un isch nachhār i d'Matte gsprunge, het dert no es paar Meitschi gsunne u mit ne gangglet. Derna isch es ga=es großes Buggee vo Esparsette u Salbine u Margritte brāche. Es het dā Meie mit bede Hānne mūche ha, wo's oben abe chumnt cho zgumpe: „Lue Mueter, lue!“, jubilierts scho vo wylem.

„St, still, es schlāft!“, seit der Batter hūbscheli u dütet ihm abghode. — Marteli het di Blüemli ines Wāsserli gleit, dā si schōn frūsch blybi — nachher isch es uf Batters Chutte abglāge un isch bal druf o ngischlāfe. — Ramsener Robi het si müüselistill gha, het es frūches Gōhni gtopft u mit eme haslige Eschtli albeneinisch d'Brāme u d'Mügge ewāgg giagt, wo d'Mueter u ds Marteli hei wölle cho plage....

D'Frau Ramsener het o spät Fūrabe gha em Samstāg, het no Stāge gfāgt u fūsch allergattig gmacht un isch em Sunntig i aller Herrgottsfrūechi uf — derzue du di Hejagd u di grūsligi Angscht u di grohi Sit —, cha me res da verūble, we si fāsch stillstāndlige ngischlāfen isch? —

Un es isch es Glūd gsi für se, dā si het es Stündli Rueh gha. Si het ab allem vgnaute no der Gugger ghört rüefe am Schwāndelbārg āne. Das Gsumm vo de Bei u Brāme zingsum het se zwollem ngischlāferet. Aber glū isch das Summe u fūse schōner u luter worde u du het d'Frau Ramsener ghört singe, gar wunder, wunderstschōn. Si isch undereinisch ufeme schōne Schiff uf em Murtesee gfare; nābezuche isch Robi ghodet u het se so lieb agluegt. Si in zāme uf em Hochztsreisli gsi u hei ds Myrtemieli ging no ngstet gha. Res Wūllli isch am Himmel gsi u der See isch so glatt gsi wi ne Spiegel. Zek isch der Gsang neder cho; schōni, wñ agleiti Meitschi in vorere gstanne, fāsch so schōn wi Aengle, un uf ds Māl in si im Chor vom Bānrmūnschter gsi. „O du frōhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit,“ das hei si glunge u grad wunder, wunderbar. Zek het me Musig ghört u du chumnt bigott d'Blāchmusig vo ihrem Heimatdorf, vo Borisried derhār u blāst gar schuderhaft schōn i d'Wālt ufe: „M-tā, M-tā, M-tātātā“ — ganz düttig het si der did Hānni Fridu gleh, wi-n-er mit in-ne dide Pfusibade i di grohi Tudere ine blāse het — jek isch si wider uf em Murtesee gfare; ds Schiff isch prāchtig befrānt gsi u ds Marteli isch imene ganz fūürrote Rōdli nābe re glāse — jek laufs zwordersch vūre uf ds Schiff u hāset überus. „Marteli, ums Gottswille, chumm dahāre,“ het si-n-ihm grüest, aber ds Marteli het nüt ghört un isch ging wyter ufe ghāset — si hets wölle ga nāh, aber si isch nid vom Plād cho u derzue het si gleh, dā si es großes Loch im Strumpf het. — Zek ghört me plōchlig der Fūürhāspel vom Mūnscherturm abe, Lūt in cho z'laufe u hei brūelet

„Fūrio, Fūrio!“ — Groß Wālle hei jek a ds Schiff gchlāge un es het wūsch afa helte. Zumene chlyne Lōchli isch Wāsser ine cho u ds Schiff isch langsam gsunke. Ging meh Wāsser u höher Wālle in cho u der Frau Ramseners Schūpfung isch bis meh weder halb ufe verprüht gsi. Bis under d'Arme isch si im Wāsser gstanne — — „Hābet mi, hābet mi, Batter, Batter!“, brūelet d'Frau Ramsener, drāt si zue mal um — — un erwāchet. Der Robi het syder i ds Land ufe traumet gha un isch ordeli erschlūpft ab dām Geuh, u Marteli, wo natūrlig o drab erwāchet isch, het lut afa brūele.

„Ch myn Gott, wi isch das schūchlig — wo bin i jek ömel o gsi?“ Es isch ere no ganz trümmelig gsi u mit große Auge het si umenandgluegt. Du isch si wider zue re fālber cho u der Stei im Mage het o tiffig wider afa drūde. — Robi het das Gstelāsch am Bode zāmegruumt u si hei si langsam uf e Heiwāg gmacht.

„Da gfiels mer jek ömel o no deheime z'in!“; het der Batter Ramsener gmeint, wo si im Zrugah bimene große subergfāgte Guggisbāgerhuus verby chōme, wo i der guetpflegte Holstet gālbi u roti Beihūsli gstanne in u wo Bueberose u Cheiserchrone blūeit hei im schōn grangschierte Garte — „u du Mueter, wi hättisch du's?“

„Ja minetwāge wohl,“ seit d'Mueter, „es wurd mer's scho chōnne, aber wen i nume um der Lufiggottswille wūst, wi das e Zueversicht isch deheime.“

„Zek dānk doch nid ging a das, du machsch eim ja ganz tubetānzig!“

Uf das het si nüt meh gseit — si het ihre Chummer für sich bhalte un isch still nābem Ma un em Chinn gāge Schwarzeburg abeglūffe. Si isch jek ganz sicher gsi, dā si der Hahne het offe glāh. — Am Bahnhof z'Bārn i dām Lūegramsel inne ischs ere wider grūslig, grūslig schwär worde — wo si gāg der Būndefāldstrāh chōme, het si gmeint, si sinki zāme, so hei re d'Bei gschlotteret. Wi het jek afe ihres Huus möge gleh. „Gott Lob u Dank, es lauft ömel afe nid zu de Fānschter us,“ seit si u luegt a Stārehimmel ufe. — Robi het se a Arm gnōh un isch mit ere gāg der Sustür zue. Hārzhaft het er ufta — im Gang het me nüt bsunders gmerkt. D'Frau Ramsener isch uf em underschte Tritt abghodet — si hätti unmūglic meh wyter chōnne.

Robi machd d'Logistür uf u geit schnuerstrāds gāg em Badzimmer zue u — — — richtig isch alls i der Drnig gsi! D'Wanne isch halb voll Wāsser gsi u drinne in fridleh em Martelis drü drādige Wāchtligfūrteli gschwumme! — — — „Gāll jek, i ha der's ja gseit,“ rüest der Robi halb taub u halb lācherlig oben abe, „hesch aber einisch vergābe Angst gha!“

Fāsch zum Briegge ischs der Frau Ramsener gsi, wo si alli drü zāme im Badzimmerli enand agluegt hei — — „jek hesch nūd gha vo dām schōne Tag, nūd als Chummer u Angst,“ het si für sich fālber gseit. — Robi hets glācheret. „Will jek alls eso guet abglūffen isch,“ seit er, „so ga mer de āxtra der nächst Sunntig wider e Strich us!“ „U bravo, bravo,“ rüest ds Marteli u chlatstet i d'Hānn vor Freud.

„Batter,“ seit d'Mueter Ramsener u luegt ihre Ma fesch a, „Batter, i ha jek ei Chehr gnue vo Lufschtreisli u we d'mer wōsch e Freud mache, so blybe mer alli drü schōn deheime der nächst Sunntig. I machen ech de derfür öppis rācht guets z'Zmittag.“

Der Sumpf.

Am 31. Juli wird Poincaré nach London gehen und sich mit Lord George über das Reparationsproblem unterhalten. Der Mann geht als Sieger der Haager Konferenz, die sich unter dem Achselzucken der Welt aufgelöst hat. Poincaré kann sich darauf berufen, daß die Russen nicht die